

Medientagebuch
Juliane Wiedemeier

Serienwahn: Keiner will mehr über das Fernsehen schreiben

Wie hältst du es mit dem Fernseher zu Hause? Für Intellektuelle und alle, die als solche gelten wollen, gibt es seit jeher nur zwei mögliche Antworten auf diese Frage. Sie lauten: „Den habe ich schon lange abgeschafft“, oder: „Ich schaue höchstens mal Arte.“ Mittlerweile scheinen das auch deutsche Medienredakteure so zu handhaben. Lohnt sich die neue Show mit Thomas Gottschalk und Günther Jauch bei RTL? Wie schlägt sich Steffen Henssler als Stefan-Raab-Doppel bei Pro Sieben? Und gibt es eigentlich noch Sat 1, und wenn ja: Was senden die? Auf den Medienseiten der Zeitungen steht dazu fast nichts. Ab und an findet ein *Tatort* mit Aufregungspotenzial Beachtung, oder wenn das *Aktuelle Sportstudio* mit Dunja Hayali eine Frau für die Fußball-Berichterstattung engagiert. Auch im Nachtprogramm versendete öffentlich-rechtliche Dokumentationen werden noch mit Rezensionen geadelt. Doch Talkshows? Fernsehfilme? Die neuesten Show-Ideen der Privaten? Sporadisch. Der Drang, etwas unbedingt sehen zu müssen, weil alle heute darüber schreiben und morgen darüber reden, stirbt dabei gleich mit.

Eine Ausnahme bildete zuletzt die SWR-Dokumentation *Kulenkampffs Schuhe*. Wie westdeutsche Showmaster im Nachkriegsdeutschland ihre Weltkriegs-Vergangenheit verarbeiteten bzw. verdrängten, fand viel Beachtung. *Dalli Dalli* mit Hans Rosenthal, die *Peter-Alexander-Show*, *Einer wird gewinnen* mit Kulenkampff – das waren die berühmten Lagerfeuer, zu denen sich Familien samt gebadeten Kindern vor dem Fernseher versammelten. Doch spätestens seit dem Ende von *Wetten, dass..?* vor vier Jahren scheinen diese nicht mehr zu brennen, und falls doch, bekommt das keiner mehr mit.

Die Sender machen sich derweil auf eigene Wege, um ihr Programm an die Zuschauer zu bringen. Pünktlich zur Internationalen Funkausstellung schickt etwa die ARD eine neue Version ihrer Mediathek ins Rennen. Dort werden nicht nur alle Produktionen, auch der Dritten Programme und der Hörfunksender, gebündelt. Zudem soll auch die Möglichkeit einer stärkeren Personalisierung bestehen.

Bislang lassen sich die Sendungen über das Datum, ihren Namen oder das Genre finden. Zudem gibt es auf der Startseite Empfehlungen der Redaktion. In Zukunft kann man sich einen Account zulegen und wie bei Netflix oder Amazon Prime per Algorithmus angepasste Tipps erhalten. Sie schauen gerne *Tagesschau*, *Rote Rosen* und das Politik-Magazin *Kontraste*? Dann wäre die Serie *Weißensee* vielleicht etwas für Sie.

Die Medienredakteure, die früher für eine solche Vorauswahl zuständig waren, haben ihren Fokus auf anderen Dingen, zu denen sich das Einschalten lohnt. Meist sind das Serien US-amerikanischer Herkunft, zu sehen bei Spartenkanälen und Streaming-Portalen mit Bezahloption wie Entertain TV, Netflix oder TNT. Diese Anbieter veröffentlichen keine Nutzerzahlen; mancher Abonnent von FAZ oder SZ weiß sicher nicht mal, was das überhaupt ist. Somit ist völlig unklar, wie viele der Leser die besprochenen Angebote jemals wahrnehmen werden. Die Medienjournalisten rezensieren dennoch munter vor sich hin.

So ist das halt mit der fragmentierten Mediennutzung, könnte man meinen. Doch *Das Sommerhaus der Stars*, ZDF-Krimis und *Promi Big Brother* schauen immer noch viele Millionen Menschen. Für die meisten brennt das Feuer also weiter. Nur die Medienseiten der Zeitungen verkriechen sich in Nischen, in die keiner schaut.



Das Handwerk, das große Repräsentation in Szene setzt, ist eher männlich konnotiert...

Volksfeind Nr. 1

Militarismus In Porta Westfalica feiern sie ihr hässliches Denkmal für Kaiser Wilhelm, der aufmüpfige Bürger gern niederschließen ließ

■ Jens Jürgen Korff

Für zwölf Millionen Euro hat der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) das 88 Meter hohe Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica bei Minden renovieren lassen. Die Aussichtsplattform unterhalb des Kolosses wurde wiederhergestellt und mit einem Besucher-Informationszentrum versehen. In der Ausstellung begrüßt uns das reproduzierte Porträt eines älteren Herrn in Uniform. Er sah sich selbst als „bescheidenen und fleißigen „Ersten Soldaten“,“ heißt es. Sein Denkmal ist die Stein gewordene Protzerei und Großmannssucht, hier aber ist von des Kaisers Genügsamkeit die Rede. Sein Enkel Wilhelm II., verkörpert durch den Schauspieler Tilman Rademacher, ergänzt in einem Bildschirmauftritt knarzig die Eigenschaften „pflichtbewusst“ und „ganz Soldat“.

Kaiser Wilhelm I., der unter dem Steinbaldachin des Denkmals seinen Brustpanzer reckt und mit ausgestreckter Rechter seine westfälischen Untertanen segnet, war in jungen Jahren, als Prinz von Preußen, ein gefürchteter Offizier. Als im März 1848 revolutionäre Berliner Demokraten Barrikaden bauten, um endlich eine Verfassung und Wahlen durchzusetzen, setzte sich der Prinz bei seinem Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., für eine rasche militärische Lösung des Problems ein. So fing er sich bei den Berlinern den Beinamen „Kartätschenprinz“ ein. Kartätschen waren schrotgefüllte Geschosse für den Nah-

kampf. Der Potsdamer Revolutionär Maximilian Dortu, der das Schimpfwort im Mai 1848 prägte, hatte sich allerdings geirrt. Der Prinz kam erst im Juni 1849 dazu, seine Soldaten auf Demokraten schießen zu lassen – als Kommandant der Truppen, die die revolutionäre Verfassungskampagne in der Pfalz und in Baden blutig niederschlugen.

Sein Enkel fand ihn super

Die Ausstellung erwähnt die Episode in einer knappen Chronik. Der gespielte Wilhelm II. darf auch hier seinen Senf dazu abgeben. Er hetzt mit hochgerichtetem Kinn gegen den „Aufstand der Gosse“ und schlussfolgert: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. *Sein* Wahlspruch – richtig so!“ Besucher, die nichts über die Revolution von 1848 wissen, werden angesichts solcher Sprüche vermuten, dass es wohl um eine Revolte des Berliner Mobs ging.

Über Wilhelm I. und seine Rolle in der deutschen Geschichte ist hier sonst wenig zu erfahren. Sein Enkel fand ihn „tadellos“ und „groß“. Der Platz unter der Plattform ist knapp, aber offenbar groß genug, um das Eigenlob der beiden Monarchen zu reproduzieren. Die meisten Besucher werden das als Kaiserlob verstehen, das die Autorität heutiger Historiker hinter sich hat. Und so pflanzt sich der Preußen-, Soldaten-, Königs- und Kaiserkult fort in die heutige Zeit, in die der Monarchismus offenbar gut passt. Der Mindener FDP-Politiker Kai Abruzsat, Vorsitzender des Denkmal-Fördervereins, lud vor ein paar Jahren sogar den amtierenden Prinzen von Preußen zum

Jahresempfang der FDP ein. Der Adlige, war damals in der *Mindener Rundschau* zu lesen, „überzeugte ... besonders durch sein bescheidenes und bürgernahes Auftreten“. Mit diesem Gestus plädierte er „für mehr Beständigkeit und traditionelle Werte“.

J. C. C. Bruns, das Verlagshaus des *Mindener Tageblatts*, steuert eine eigene Website bei: kaiser-wilhelm-porta.de. Sie steht unter dem Motto „Der Kaiser“. Das erste Aufmacherfoto zeigt das rot leuchtende Denkmal über der nächtlichen Weser. Das zweite zeigt das backenbärtige, lorbeerbekränzte Antlitz des göttergleichen Feldherrn, hübsch in der dem Untertanen geziemenen Untersicht. Die Sehnsucht nach den Zeiten, in denen deutsche Soldaten ihre Kriege noch gewonnen haben, scheint groß zu sein. Wer da nicht andächtig niederkniet, kann eigentlich nur ein Demokrat sein, für den die Kartätsche schon pflichtbewusst bereitliegt.

Natürlich gehe es nicht um eine Erneuerung der Kaiserverehrung, betonte Matthias Löb, Direktor des Landschaftsverbandes

Woher kommt der Geist, der solche Pickel in die anmutige Berglandschaft setzte?

Westfalen-Lippe, vor der Eröffnung. Man wolle dem Denkmal „die Wucht und das Pathos durch bunte, spielerische Aktionen“ nehmen; eine Auseinandersetzung mit der Geschichte sei auch geplant. In der Realität muss dann, wie so häufig, die Darstellung einer Episode des Zweiten Weltkriegs für diese Auseinandersetzung herhalten: ein Stollen unter dem Denkmal, in dem KZ-Häftlinge 1944/45 Zwangsarbeit verrichten mussten. Der Rest der deutschen Herrschaftsgeschichte hat kritische Aufmerksamkeit offenbar nicht verdient.

Berühmte Gegner wie der Demokrat Johann Jacoby kommen nicht zu Wort

Als Wilhelm I. 1861 König von Preußen wurde, heckte er zusammen mit seinem Militärberater Albrecht von Roon eine gewaltige Aufrüstung des Heeres aus. Das Berliner Parlament lehnte die dafür nötigen Staatsausgaben ab, es kam zum preußischen Verfassungskonflikt. Der König engagierte den gewieften Taktiker Otto von Bismarck als Ministerpräsidenten, um den Widerstand der Liberalen im Parlament zu brechen. Die Ausstellung verliert darüber kaum ein Wort, geschweige, dass sie einen von Wilhelms seinerzeit berühmten Gegnern zitierte, etwa den Königsberger Demokrat Johann Jacoby.

Opposition gegen „die Kaisers“ darf nur das fiktive Dienstmädchen Henny äußern, das im Weltkrieg seinen Verlobten verlor und nun, aus dem Blick des Revolutionsjahres 1918, mit dem Kriegskaiser Wilhelm II. abrechnet. Sie wird von Henriette Nagel gespielt. Ganz leise, damit es „die Herrschaft“ nicht mitbekommt, teilt sie uns mit, dass sie „für die Roten“ sei, und rührt dabei schamhaft mit dem Finger in einem Kaiser-Wilhelm-Tässchen. Sie hofft auf die neue Zeit: „Jetzt sind andere am Ruder. Keine Kaisers. Die werden schon dafür sorgen, dass man uns kleinen Leuten Denkmäler baut, dass uns keine Herrschaft mehr herumkommandiert.“ Dass viele Besucher ihren – diesmal wirklich – bescheidenen Auftritt mitbekommen werden, ist zweifelhaft.

Ganz amüsant und aufschlussreich ist eine kleine Zusammenstellung anderer Heldendenkmäler verschiedener Länder und Zeiten. Die meisten als Fotos, drei als Modelle: Darunter zwei freundlich blickende Herren in Kitteln, einer davon winkt ebenso segensreich wie der große Wilhelm. Es sind Kim Il-sung und Kim Jong-il, nordkoreanische Diktatoren auf dem Weg zur Schaffung eines neuen Menschen. Hier erfährt man, dass Demokratien heute eher horizontal-flächige Denkmäler bauen wie das Stelenfeld in Berlin, während Autokratien immer noch die Höhe lieben. Sagt Ulrich Hermanns, der die Ausstellung entwarf und sein Konzept mit vielen zuständigen Gremien ausdiskutieren durfte.

Der Architekt der Anlage, Bruno Schmitz, entwarf zwischen 1892 und 1913 auch das Kyffhäuserdenkmal, das Deutsche Eck in Koblenz und das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Eines düsterer, klobiger, optisch brutaler als das andere. In der Porta-Ausstellung ist die verwunderte Frage der Analysten zu spüren, wie der Geist entstehen konnte, der solche Pickel in anmutiger deutscher Berg- und Flusslandschaft wachsen ließ. Doch muss die Frage nicht eher umgekehrt gestellt werden? Wie war die Propaganda-Wirkung dieser Denkmäler, die häufig auf Initiative einzelner einflussreicher Personen errichtet wurden, und der bombastisch inszenierten Eröffnungsfeiern? Mehrere Historiker haben die gleichschaltende Wirkung solcher Rituale am Beispiel des Sedantags untersucht.

Das Dienstmädchen Henny wirft eine interessante Frage auf: Wo sind die Denkmäler für „einfache Leute“ geblieben, die sie von der neuen Zeit erwartet hat? Warum hat Friedrich Ebert 1920 dann doch keine errichtet? Die Idee an sich bleibt populär, wie ein Ergebnis der Besucherumfrage nahelegt: 69 Prozent finden es demnach richtig, weiterhin Denkmäler für Personen und Ereignisse aufzustellen.

Jens Jürgen Korff ist Historiker und Politologe. Er lebt und arbeitet als Werbetexter in Bielefeld

KLEINANZEIGE
Kur an der polnischen Ostseeküste
in Bad Kolberg! 14 Tage ab 299 €!
Mit Hausabholung 70 € Tel.: 00489 43 55 62 10